

terial. Die Funktion der Farbe habe, so die Autorin, präzise darin bestanden, der unbelebten Skulptur »Leben« einzuhauchen. Paola Del Vesovo (Frascati) erörterte den Aspekt der Ölmalerei und damit die Frage, ob die *Schedula* die erste Quelle für diese später revolutionäre Technik darstelle. Sie verwies dabei auf die seit der Mitte des 10. Jh.s bestehende Kenntnis von Öl als Bindemittel und zugleich auf diesbezügliche Unsicherheiten in der mittelalterlichen Terminologie.

Wie sich auf der ergebnisreichen Tagung zeigte, scheint der Graben zwischen den »Literalisten« (wie Brepohl) und den »Allegoristen« nicht unüberbrückbar zu sein, da letztere mehr die Genese des Textes der *Schedula* und erstere eher die Anwendung von deren technischen Rezepturen im Blick haben. Zu hoffen

ist, daß der Elan der Tagung in die weitere Ausarbeitung des Kölner »*Schedula*-Portals« einfließen möge, welches bereits im Frühjahr online gestellt werden soll (www.thomasinst.uni-koeln.de) und es dann jedem Nutzer erlaubt, eine übersichtliche Anzahl von Handschriften und verschiedensprachigen Editionen auf dem Bildschirm parallel nebeneinander zu konsultieren. Vielleicht reicht ja der Schwung auch später noch dazu, die fehlende kritische Buch-Edition der *Schedula* zu erarbeiten, die dann wünschenswerterweise auch eine neue deutsche Übersetzung beinhalten sollte, gemäß der Binsenweisheit, daß jede Generation ihre eigene Übersetzung eines klassischen Textes braucht – oder durch sie einen Text erst wirklich kanonisch machen kann.

Thierry Greub

Inschriften zwischen Realität und Fiktion. Vom Umgang mit vergangenen Formen und Ideen. 12. Internationale Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik

Mainz, Akademie der Wissenschaften und der Literatur, 5.–8. Mai 2010

Die Fachtagungen für Epigraphik werden von den acht deutschen Akademien und der österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien ausgerichtet. Diese traditionsreichen Institutionen beider Länder hatten sich auf Anregung des Heidelberger Germanisten Friedrich Panzer erstmals 1934 zu dem Zweck zusammengefunden, sämtliche Inschriften des deutschen Sprachraums zu sammeln, zu bearbeiten und nach einheitlichen Richtlinien zu edieren. Das Mammutprojekt der »Deutschen Inschriften« soll am Ende einmal mehr als 450 Bände umfassen; hiervon sind bis heute fast 80 erschienen (vgl. Beitrag Noll in diesem Heft, S. 26ff.). Die 12. Internationale Fachtagung für Epigraphik berührte eine elementare Frage der Geschichtswissenschaften, nämlich die der Konstruktion von Geschichte in Vergangen-

heit und Gegenwart. Aufgrund ihres hohen Zeugnis- und Beglaubigungscharakters wurden schriftliche Monumente zu allen Zeiten zum Zweck der eigenen Vorteilsnahme gefälscht oder überarbeitet. Ziel der Tagung war es daher, durch den interdisziplinären Austausch zwischen Restauratoren, Kunsthistorikern und Historikern ein technisches Verständnis für die verschiedenen Inschriftenträger in Glas- und Wandmalerei, Textilkunst und Stein zu entwickeln, um Nachfertigungen oder Fälschungen zuverlässig zu erkennen und das Datieren von Inschriftenträgern zu erleichtern.

Torsten Schrade (Mainz) stellte eingangs die Deutschen Inschriften Online (DIO) vor, ein interakademisches Projekt der Mainzer und

Göttinger Arbeitsstellen. Die Website bietet dem Nutzer eine bequeme Objekterschließung und hat gegenüber dem Druck nicht nur den Vorteil einer erweiterten Suchfunktion, sondern verfügt auch über eine breitere Palette an Abbildungen. Zudem können Einträge stets auf dem aktuellen Forschungsstand gehalten werden.

Der Festvortrag von Johannes Fried (Frankfurt) spannte einen weiten Bogen von den Filzstiftgraffiti an den Türen der Frankfurter Universität hin zu den Mainzer Domtürinschriften. Fried spricht in beiden Fällen von sogenannten »Inschriftenräumen«, die von der Schrift und ihren Rezipienten geformt werden, durch den Verlust des ursprünglichen Entstehungskontextes stets gefährdet, aber auch erweiterungsfähig sind. Wie die Türen der Universität zu Frankfurt so haben auch die großen Freiflächen der unter Erzbischof Willigis (975-1011) gegossenen Bronzetüren am Mainzer Dom spätere Generationen zur Beschriftung gereizt.

Erzbischof Adalbert (1111-1137) hatte der Bürgerschaft zum Dank für die Befreiung aus jahrelanger Kerkerhaft im Investiturstreit Steuer- und Gerichtsprivilegien gewährt. Der Urkundentext wurde hierzu im Jahr 1135 für jedermann sichtbar an den Türen eingraviert. Fried vermutet, daß die Initiative zur »Veröffentlichung« dieses Privilegs auf einem dauerhaften Inschriftenträger von den Bürgern ausging, um ihren Herrn auch künftig an seine Zusagen zu gemahnen. Doch einerseits befinden sich die Türen entgegen der Annahme von Fried, der ihren einstigen Standort an der Liebfrauenkirche lokalisieren will, am Marktportal des Doms – höchstwahrscheinlich an ursprünglicher Stelle – und damit innerhalb des Herrschaftsbereiches des Erzbischofs, andererseits greift Adalbert hier auf das Vorbild des Speyerer Doms zurück, an dessen Stirnseite Kaiser Heinrich V. (1111-1125) gleichfalls ein Privileg für die Bürger in goldenen Lettern hatte anbringen lassen. So kom-

men in dieser Maßnahme vielleicht auch Selbstbewußtsein und Anspruch des Stadtherrn zum Ausdruck.

Kunsttechnologische Fragen standen tags darauf im Mittelpunkt: Karen Keller (Köln) und Susanne Kern (Mainz) führten zunächst in die Technik der Wandmalerei ein und lieferten einen erhellenden Abriß über die Restaurierungspraktiken vom 19. Jh. bis in die Gegenwart. Während die frühen Wiederherstellungsmaßnahmen ganz im Zeichen des Historismus standen, die von großzügigen, im Zeitstil vorgenommenen Ergänzungen bis hin zu Neuschöpfungen gleichkommenden Übermalungen reichten, wendete sich das Blatt mit der Neuorganisation der Denkmalpflege im Rheinland unter der preußischen Regierung bald zugunsten jener von Georg Dehio ausgegebenen Prämisse: »Konservieren, nicht Restaurieren«, die dem Erhalt der Originalsubstanz höchste Priorität einräumt. Heute sind Restauratoren längst zu Verbündeten der historischen Forschung geworden. So ist es nach Auskunft von Eberhard Nikitsch (Rom) seit Jahrzehnten übliche Praxis, Epigraphiker der Mainzer Arbeitsstelle bei anstehenden Restaurierungsmaßnahmen hinzuzuziehen.

Ein Beispiel für den respektlosen Umgang mit Kunstwerken stellte Ivo Rauch (Koblenz) vor. Das gegen 1404 entstandene Chorfenster der Burgkirche zu Ingelheim am Rhein wurde noch in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Opfer von konfessionellen Umdeutungen. Der Umstand, daß Maria im zentralen Krönungsbild Christus um wenige Zentimeter überragte, war dem Pfarrer der evangelischen Gemeinde offenbar ein Dorn im Auge. Doch blieb der Eingriff nicht allein auf eine »protestantisch korrekte Erhöhung Christi« beschränkt. Man versah darüber hinaus auch Schriftbänder mit neuen Aufschriften und verwandelte originale Prophetenbilder kurzerhand in Stifterfiguren. Anschaulich führte Rauch in die diffizile Technik der Glasmalerei ein, zeichnete die Veränderungen ihrer

Beschaffenheit im 19. Jh. nach und gab damit den Anwesenden ein Werkzeug an die Hand, um Originale von Neuschöpfungen künftig besser unterscheiden zu können.

Der Nutzen einer solchen Maßnahme wurde durch das anregende paläographische Zwiegespräch zwischen dem Altmeister der Inschriftenforschung Walter Koch (München/Wien) und dem Tagungsleiter Rüdiger Fuchs (Mainz) sogleich verdeutlicht. Die Gesprächspartner begutachteten unter anderem eine Gruppe von Trierer Glasmalereien, die infolge der Säkularisierung nach England verkauft und in St. Mary's Church in Shrewsbury neu zusammengestellt worden ist. Der Zweifel an der Authentizität mancher Partien entzündete sich dabei an den unterschiedlichen Schriftformen und führte für die moderner erscheinenden Partien zur Annahme einer jüngeren Ergänzung auf altem Glas. Die Bestandsuntersuchung durch Ivo Rauch hatte jedoch keine größeren Restaurierungsmaßnahmen ergeben. Vielmehr sind die verschiedenen – auch stilistisch deutlich erkennbaren – Hände letztlich auf zwei unterschiedliche Werkstätten zurückzuführen, die mit der künstlerischen Ausstattung betraut waren. Neben einer bodenständigen mittelrheinischen Werkstatt muß für Trier auch ein kölnisches oder gar niederländisches Atelier tätig gewesen sein, das bereits über ein moderneres Formen- und Schriftvokabular verfügte.

Der Verfasser des vorliegenden Beitrages analysierte die tiefgreifenden Restaurierungsmaßnahmen an den mittelalterlichen Glasmalereien des Freiburger Münsters zur Zeit des Historismus. Der Wunsch nach Wiederherstellung der verstümmelten Fenster hatte dort zu teils sinnentstellenden Veränderungen geführt. Da sich die Restauratoren Stil und Technik meisterhaft aneigneten, fällt es heute schwer, die originalen von den ergänzten Partien zu unterscheiden.

Um die Provenienz einer dem Kunsthandel angebotenen Stifterscheibe der Familie Stein-

meyer aus dem Freiburger Münster zu verschleiern, entfernte die Werkstatt das zugehörige Wappenpaar mitsamt der Datierung »1494« in der Sockelinschrift und ersetzte diese durch eine gleichfalls alte Datierung aus dem Werkstattfundus mit der Jahreszahl »1480«. Mittels archäologischer und archivalischer Indizien ließ sich die Scheibe schließlich als Teil einer Fensterstiftung für den spätgotischen Chor Neubau bestimmen, wodurch auch die bislang gültige Vorstellung vom Bauverlauf korrigiert wird.

Ilas Bartusch (Heidelberg) untersuchte die dynastische Grablege der badischen Markgrafen in dem von ihnen gestifteten Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal bei Baden-Baden. Trotz Reichsdeputationshauptschluß war der Fortbestand des Klosters von Karl Friedrich (1806-1811) genehmigt worden. Unter Ludwig I. (1818-1830) erfolgten bereits erste Restaurierungsmaßnahmen, doch erst dessen Halbbruder Leopold (1830-1852) veranlaßte Veränderungen und Erweiterungen in großem Stil. Bartusch sieht in dem Legitimationsdruck Leopolds einen entscheidenden Beweggrund für die von ihm veranlaßte Neuinszenierung historischer Denkmäler zu Gedächtnisstätten seiner Dynastie. Denn einerseits trat mit Leopold die Hochberger Linie die Erbfolge an, andererseits bestand das Gerücht um Kaspar Hauser als eines beiseite geschafften legitimen Erben. Um die Rechtmäßigkeit seiner Herrschaftsnachfolge zu unterstreichen, bediente sich Leopold überdies ausgedehnter genealogischer Folgen. Für die Fürstenkapelle wurde hierzu eine Reihe von gotisierenden Grabsteinen mit gotischen Majuskelschriften nach Vorlagen von Johann David Passavant angefertigt. Bislang galten die Bodengrabmale als mittelalterliche Originale; tatsächlich aber stammen sie von dem badischen Bildhauer Johann Belzer (1796-1868).

Clemens M. M. Bayer (Lüttich/Bonn) wandte sich der berühmten Clematius-Inschrift in St. Ursula in Köln zu und stellte mit seinem Bei-

trag zugleich die Leistungsfähigkeit einer gewissenhaften epigraphischen Untersuchung unter Beweis. Die Originalität der Clematius-Inschrift ist in der Forschung umstritten. Während der Stein noch um 1900 als ein um 400 entstandenes Original galt, hat sich mittlerweile die Vorstellung durchgesetzt, daß es sich hierbei lediglich um eine Fälschung des 9. Jh.s handle. Bayer sieht nun gerade in den Kürzungstechniken ein entscheidendes chronologisches Bestimmungskriterium. Für die Echtheit der Inschrift spräche auch die Verarbeitung vulgärsprachlicher Elemente; sie verweist auf ein Milieu, in dem Latein noch Muttersprache war. Hinzu tritt die Nennung des Senatorentitels des Clematius (*vir clarissimus*), der schon in karolingischer Zeit nicht mehr verstanden worden sei. Zuletzt stehen auch die juristischen Rechtstitel wie Eigenkirchen und Bestattungsverbote einer Datierung in das 4. Jh. nicht entgegen, die, wie Bayer hervorhebt, bereits für diese Zeit belegt sind. Laut Inschrift ließ Clematius die Kirche an der Stelle neu errichten, an der die heiligen Jungfrauen ihr Martyrium erlitten hatten. Diese schriftliche Überlieferung ist mit dem ergrabenen Bau II zu verbinden, bei dem es sich um eine dreischiffige Erweiterung einer wenig älteren Anlage handelt. Mit dem Echtheitsnachweis kann auch die Annahme als widerlegt gelten, daß das Christentum in Köln erst im 6. Jh. an Bedeutung gewonnen habe.

Der Prior von St. Emmeram in Regensburg, Erasmus Daum, war begeisterter Anhänger des Humanisten Conrad Celtis (1459-1508), des ersten deutschen *Poeta laureatus*. In einem Brief an Celtis, der von Franz Fuchs (Würzburg) vorgetragen wurde, bittet Daum darum, dem Entwurf eines Grabtitulus für den ruchlosen Bayernherzog Arnulf den Bösen († 937) eine bessere Form zu geben. Arnulf hatte sich die Klöster zum Feind gemacht, indem er deren Kirchengut – für die Reorganisation des Heeres – geraubt hatte. Der Legende nach soll er vom Teufel selbst aus dem Grab gerissen

worden sein. Eine gegen Ende des 12. Jh.s angefertigte unbeschriftete Kalksteinplatte markierte seinen Begräbnisort innerhalb der Kirche. Weshalb plante Daum ein Versepitaph für einen Räuber von Kirchengut? Herzog Albrecht IV. von Bayern (1465-1508) hatte sich im Jahre 1486 der Reichsstadt bemächtigt und erpreßte von ihr hohe Darlehen, die nicht mehr zurückgezahlt wurden. So war die Inschrift als Warnung an den Potentaten zu verstehen, sich nicht an den Besitztümern des Klosters zu vergreifen.

Ein ähnliches Drohszenario bestand auch für das Hochstift Freising, das sich seine territoriale Unabhängigkeit bis 1802 bewahrt hatte, dabei aber in ständiger Gefahr stand, von Bayern annektiert zu werden. Dieser unsichere Zustand begünstigte die Ausbildung einer *Memoria posteriorum*. Um das eigene Daseinsrecht historisch zu untermauern, ließ man, so Ingo Seufert (München), im Dom zahlreiche Grabplatten erneuern und, um die Quellen zu » vervollständigen«, Gedenkplatten auch für solche Bischöfe anfertigen, deren Grabsteine ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen waren.

Trotz der schlechten Überlieferungssituation infolge der französischen Revolution haben sich in den Kirchen und Klöstern Frankreichs eine Vielzahl von Inschriftenträgern des 12. und 13. Jh.s erhalten. Die von Cécile Treffort (Poitiers) vorgestellten Beispiele zeigen, wie die geistlichen Institutionen zum Zweck der Autorisierung, Legitimierung und Besitzsicherung an ihre königlichen Stifter und Gönner erinnerten und ihre Gründung bis auf die Könige der *première* wie der *seconde race* – die französische Bezeichnung für Merowinger und Karolinger – zurückzuführen suchten. Die Palette des Herrschaftsgedenkens reichte dabei von der Erweiterung und Neuinszenierung ihrer Gräber bis hin zur gänzlichen Neuerfindung fiktiver Herrscher sowie der Formulierung von Gründungslegenden. Parallel dazu kommt es zu Urkundenfälschungen und mani-

pulativen Eingriffen in bestehende Texte. Die Maßnahmen lassen sich mit einer Phase der wirtschaftlichen oder existentiellen Bedrohung der betreffenden Gemeinschaften in Zusammenhang bringen. Eine Rolle könnte dabei die Zerschlagung des angevinischen Reichs durch die Kapetinger seit Philippe Auguste und die damit einhergehende Gefährdung der Herrschafts- und Besitzrechte gespielt haben.

Existentielle Krisen waren es nach Sebastian Scholz (Zürich) auch, die Karl den Großen veranlaßt haben mögen, in St. Arnulf zu Metz einen zentralen Gedenkort für die verstorbenen Mitglieder seiner Familie einzurichten. Der zweite Sachsenaufstand hatte den Franken 782 eine verheerende Niederlage beigebracht, 783 war das fränkische Heer in der Schlacht bei Roncesvalles aufgerieben worden. Auf dem Kapitular von Herstal sollten alle Kräfte zur Linderung der großen Hungersnot von 778/779 gebündelt werden, um Gott gnädig zu stimmen. Karl ließ nun Epitaphientexte für seine Gattin Hildegard sowie seine beiden verstorbenen Töchter durch Paulus Diaconus anfertigen, der das Totenlob später in seine *Gesta Episcoporum* aufnahm. Darin konstruiert Paulus eine bis zu Bischof Arnulf zurückreichende Genealogie, der in den Gedenkschriften als Gründungsvater der Karolinger hervorgehoben wird. Auf diese Weise wird das Totengedenken in einer Zeit der Krisen politisch funktionalisiert und ein niemals gefährdeter Aufstieg der Karolinger suggeriert. Die anschließende Diskussion kreiste vor allem um die Frage, ob anhand der überlieferten Inschriften tatsächlich auf die Existenz von Grabmälern geschlossen werden könne, oder ob die Gelehrsamkeit des Textes nicht vielmehr eine Form der Selbstdarstellung seines Verfassers sei, ein Schaustück der Dichtkunst (Panegyricus), das jedoch keinen authentischen historischen Quellenwert beanspruchen könne.

Klaus Hallof (Berlin) interessierte sich für Originalinschriften im neuen Kontext, also In-

schriftenträger, die im Zuge gesellschaftlicher Transformationsprozesse eine Umnutzung ihrer ursprünglichen Bestimmung erfahren haben. Jerome Bertram (Oxford) nahm sich der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Grabinschriften an, die vorgeben, älter zu sein als sie sind. Der Typus gegossener Grabmäler mit eingravierten Figuren stellt eine Spezialität Londoner Werkstätten dar; diese wurden häufig erst mehrere Jahrzehnte später ausgeführt, bisweilen jedoch dem Kleidungsstil aus der Zeit des Verstorbenen angepaßt.

Eberhard Nikitsch verlas den Vortrag des vor kurzem verstorbenen Dramaturgen und Historikers Josef Heinzelmann (Mainz) über die Erfindung der Familie Ageduch, eines fiktiven Mainzer Geschlechts, das sogar Aufnahme in den Inschriftenband der Stadt Mainz von Fritz Arens fand. Daß selbst ausgewiesene Historiker bisweilen Vergnügen an der Irreführung der Nachwelt haben, belegt der Fall von Franz Joseph Bodmann (1754-1820): Er zeichnete das fiktive Grabmal eines Ritters Ortwin von Ageduch mit dem sprechenden Wappenbild eines Aquädukts. Hieraus leitete die spätere Forschung dessen Wohnort in der Nähe der Römersteine ab, die bekanntlich Reste eines solchen Aquädukts darstellen. Erst aus der Autopsie der Zeichnung ergaben sich Anhaltspunkte für die Fälschung der Grabinschrift.

Daß auch textile Bilder mit ihren Inschriften als Träger von Rechtsverhältnissen fungieren konnten, verdeutlichte der Vortrag von Hanns Hubach (Zürich). Der Augsburger Frühhumanist Sigismund Meisterlin fertigte im Jahr 1464 eine Beschreibung zweier heute verlorener Bildteppiche des 12. Jh.s aus Kloster Murbach im Elsaß an. Adressat der in Briefform verfaßten Ekphrasis war der letzte Reformabt Bartholomäus von Andlau. Die Tapissereien zeigten eine Reihe von Figurenpaaren, meist einen Kaiser oder König und einen Abt im Zwiegespräch, wobei der Wohltäter jeweils den Urkundentext seines verbrieften Privilegs



Abb. 1 Öffnung des Adolphus-Sarkophags durch den Straßburger Bischof Ruprecht von Bayern, Ausschnitt aus dem Adolphus-Teppich, Neuwiller-sur-Saverne, Saints-Pierre-et-Paul. Entst. Straßburg, um 1507-10 (Foto Marburg)

in Händen hielt. Hubach legt den Text erstmals in deutscher Übersetzung vor und deutet ihn als wichtiges Zeugnis humanistischer Kunsthistoriographie.

Bildteppiche waren im Humanismus eine bevorzugte Gattung der familiären Legendenbildung. 1507 ließ Graf Philipp III. von Hanau-Lichtenberg aus Anlaß des Besuches von Kaiser Maximilian in Neuweiler/Elsaß den Sarkophag mit den Gebeinen des hl. Adolphus öffnen und gab danach den Auftrag zur Anfertigung eines 20 Meter langen Teppichs mit Szenen aus dem Leben des Heiligen (Abb. 1). Besonderes Interesse verdient die Darstellung mit der Bestätigung der Echtheit der Gebeine durch den Straßburger Bischof Ruprecht in Anwesenheit der Urgroßeltern Philipps im Jahr 1468. Indem Philipp seinen Wapen auch die seiner Urgroßeltern hinzufügt, wird die »Ahnenprobe« des Heiligen zugleich

zur Inszenierung der eigenen Abkunft. Durch die Anbindung der Familiengeschichte an die Heiligenverehrung unterstreicht Philipp überdies seinen Herrschaftsanspruch auf das Territorium im Elsaß.

Die Tagung schärfte den Blick für die Rolle der Kunst als Mittlerin der Erinnerungskultur, welcher es in erster Linie um die Schaffung kollektiver Identitäten, weniger jedoch um eine objektive Darlegung vergangener Ereignisse geht. Wenn auf diese Weise die Historizität bisweilen über die Authentizität erhoben wird, so muß eine interdisziplinär vernetzte Forschung zur Vermeidung von Fehldeutungen künftig verstärkt darum bemüht sein, die Vertrauenswürdigkeit von Quellen zu hinterfragen und den Kontext ihrer Entstehung wie die Motivationen ihrer Auftraggeber zu erschließen.

Daniel Parello